

Stemmelge Nr. 38 H

philos. Rs. Beil. 8 1977 27 H

W. N. Marsch; Zukunft

W. H. Kammer; Utopie, Eschatologie, Geschichtsbelebungs

Utopie und Hoffnung*

Von Walter Schmithals

Der bekannte marxistische Philosoph Ernst Bloch hat in jungen Jahren ein Buch mit dem Titel „Geist der Utopie“ geschrieben. Sein bedeutendes Alterswerk nannte er „Das Prinzip Hoffnung“. Sein Denken hat sich auf dem Weg von der Jugend zum Alter nicht grundlegend geändert. Er nennt also heute Hoffnung, was er früher Utopie nannte. Dies Beispiel zeigt, wie wenig die Begriffe „Utopie“ und „Hoffnung“ in unserer Sprache eindeutige Phänomene bezeichnen.

Ich erspare es mir deshalb, den mannigfaltigen Sinn Revue passieren zu lassen, den beide Begriffe je für sich, miteinander oder gegeneinander im Laufe der Zeit bekommen und gewonnen haben. Ich gehe statt dessen davon aus, daß „Hoffnung“ in unserem Thema als biblischer Begriff gemeint ist und als solcher in ein Verhältnis zu dem nicht biblischen Begriff „Utopie“ gesetzt wird. Es muß also darum gehen, das Wesen der biblisch bestimmten Hoffnung im Verhältnis zur Utopie zu bestimmen und zugleich damit den Begriff Utopie im Gegenüber zur christlichen Hoffnung zu definieren.

Wir würden es uns zu leicht machen, wollten wir die christliche Hoffnung als realistische Erwartung und demgegenüber die Utopie als Illusion charakterisieren. Denn weil der in solchem Sinn als Utopist Gekennzeichnete seinerseits die reale Hoffnung für sich proklamieren — er spricht dann gerne betont von Real-Utopie — und die biblische Hoffnung als realitätsfern bewerten wird, bliebe die Aufgabe, Grund und Wesen des Unterschiedes von Utopie und biblischer Hoffnung zu bestimmen, wenn nicht nur zwei Glaubenssätze gegeneinander gestellt werden sollen.

Ich vollziehe diese Bestimmung grundlegend so, daß ich sage: **Utopie richtet sich auf ein „Was“, einen Zustand; Hoffnung richtet sich auf ein „Wer“, eine Person.**

I

In dieser Bestimmung zeigt sich die Utopie einem Denken und Vorstellen verpflichtet, das der griechischen Tradition des Abendlandes entstammt. Der klassische Grieche lebte in und aus der Anschauung (Theorie) seiner zutändlichen Welt, des „Kosmos“. Das griechische Wort „Kosmos“ hat zugleich die Bedeutung von Schmuck. Tatsächlich erschien dem Griechen die Welt in seiner Theorie auch als eine „schmucke“ Wirklichkeit, eine harmonische, wohlgeordnete Größe, in der alles den ihm zukommenden Platz hatte.

* Ein Vortrag in der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche, gehalten am 12. März 1976 auf Einladung der „Evangelischen Sammlung Berlin“.

Freilich konnte auch der Grieche nicht übersehen, daß der Zustand der Welt viel zu wünschen übrig ließ und daß Wandel und Veränderung in der Welt vor sich gingen und geeignet waren, deren Harmonie zu stören. Er beantwortete diese Beobachtungen mit der Auskunft, die Geschichte der Welt verlief in einem Kreis, also in einer gleichfalls vollkommenen, harmonischen Bahn. Aus dem goldenen Zeitalter sei ein Abstieg in die dunklere Gegenwart gefolgt, aus welcher die Welt aber unfehlbar in eine neue glückliche Zeit aufsteige. Diese ewige Wiederkehr des Gleichen, dem vollkommenen Zyklus der Gestirne entsprechend, sei Teil der kosmischen Harmonie. Die Welt kehrt zu ihrem Ursprung zurück, und da der Mensch überhaupt die Vergangenheit gern verklärt, die Gegenwart aber als Tiefpunkt erfährt, sah auch der Grieche vor sich durchweg die aufsteigende Linie und erwartete einen bald kommenden glücklichen Zustand des Weltlaufs.

Wenn man die positiven Tendenzen der Gegenwart in die Zukunft auszog, vermochte man schon die Umrisse des kommenden heilen Weltzustandes zu erkennen und konnte beschreiben, „was“ zu erwarten stand.

Eine Utopie in diesem prognostischen Sinn ist z. B. Platons einflußreiches Buch über den idealen Staat, „Politeia“, und das entsprechende Werk des Aristoteles, das freilich stärker einer Real-Utopie angeglichen wurde. Andere Philosophen folgten dem Beispiel dieser großen Vorbilder und entwarfen utopische Bilder idealer Gesellschaften in Gleichheit, Freiheit, Brüderlichkeit und Wohlstand, die sie meist auf fernen fruchtbaren Inseln ansiedelten (z. B. Euhemeros, Jambulos).

Als Beispiel derartiger Utopien zitiere ich einige Stücke aus einem bekannten Text, der vierten Ekloge des Vergil, der um 40 v. Chr. die Geburt eines Knaben ansagt, der Friedensherrscher in der geheilten Welt sein soll:

„Schon hat sich... der Ring der Zeiten geschlossen; es erfolgt von neuem die Geburt einer großen Weltperiode. Auf die Endzeit folgt wieder die Urzeit mit ihrem Segen, und ein neues Geschlecht wird vom Himmel herabgesandt... mit dem das eiserne Geschlecht ein Ende nehmen und ein goldenes auf der ganzen Welt erstehen wird...“

Jener Knabe wird das Leben der Götter empfangen, im Himmel mit den Heroen und Seligen verkehren und mit der Kraft seines Vaters ein Friedensherrscher über die Welt werden. Das Erdreich selbst, lieber Knabe, wird lachende Blumen, kleine Geschenke für dich, austreuen, deine Wiege sich in einen Wundersegen von Blüten kleiden. Auch die Tiere des Feldes werden dir huldigen. Wilde Tiere, Schlangen und Giftkräuter wird es nicht mehr geben, überall dagegen werden die Gewürzstauden des Orients wachsen. Wenn du dann heranwächst, ... wird sich das Feld allmählich in wogende Ähren kleiden, die Traube am Dornbusch hängen und Honigtau aus hartem Eichenstamm träufeln...; dann herrscht auf Erden eitel Freude und Wonne: es gibt keine Mühsal mehr, alles ist wie im Märchenlande...“

Es liegt am Tage, daß in solchen Text uralte Menschheitsträume eingegangen sind, die sich in dem Märchen vom Schlaraffenland in grotesker Weise verdichtet haben. Man erhofft einen Zustand, der anscheinend nichts mehr zu erhoffen übrig läßt: eine Utopie.

Wir stellen die Frage zurück, ob die Verwirklichung solcher Utopie wirklich erstrebenswert oder nicht vielmehr Ursache erstickender Langeweile und

das Ende menschlicher Lebendigkeit und Identität wäre, und machen statt dessen die Beobachtung, daß mit dem Aufkommen des Christentums das utopische Denken im Abendland in den Hintergrund trat und sich, wenn überhaupt, nur gebrochen und am Rande des breiten Stromes der geistigen und geistlichen Entwicklung während des Mittelalters zeigte.

Mit Beginn der Neuzeit ändert sich das Bild wieder. In der Zeit des Humanismus und der Renaissance greifen viele Denker auf die utopischen Einsichten der alten griechischen Philosophen zurück. Thomas Morus, der Staatskanzler Heinrichs des VIII von England, schreibt den Staatsroman „Utopia“, der Dominikaner Campanella beschreibt den „Sonnenstaat“. Der von Morus allererst geprägte Begriff „Utopie“ heißt, wörtlich übersetzt, „Kein Ort“ bzw. „Nirgendwo“; die Utopien der vollendeten Gesellschaft beschreiben also, was nicht ist, aber nur **noch** nicht ist, sondern werden kann und werden soll.

Kaum eine der neuzeitlichen Bewegungen verzichtet auf den Entwurf gesellschaftlicher Utopien. In der Aufklärung erwartete man einen ständigen Aufstieg der Gesellschaft zu vollendeter Gestalt. Robinson Crusoe ist in seiner ursprünglichen Fassung die Utopie vom einfachen harmonischen Leben, ein typisches Produkt der Aufklärung. Auch der gleichzeitige Pietismus hoffte auf den Anbruch goldener Zeiten zumindest für die Christenheit, wie z. B. Spencers „Pia desideria“ (1675) ausweisen, nachdem schon Johann Valentin Andreaä, der Vorläufer des württembergischen Pietismus, 1619 seine Utopie „Christianopolis“ (Christenstadt) geschrieben hatte. Im 19. Jahrhundert werden die Utopien um die vom technischen Fortschritt eröffneten Möglichkeiten und Erwartungen bereichert und damit in gewisser Weise auch realistischer, zumal der technische Fortschritt selbst unvorstellbare Erwartungen oftmals schnell überholt hat (z. B. Jules Verne).

Zugleich bahnte sich damit ein Umbruch innerhalb des utopischen Denkens an. Waren bisher alle Utopien optimistisch, fortschrittsfroh und dem goldenen Zeitalter verpflichtet gewesen, so gibt es seit geraumer Zeit die negativen Utopien, die Visionen vom kosmischen oder gesellschaftlichen Untergang. Atombombe und technische Umweltzerstörung sowie bürokratische Selbstzerstörung der Gesellschaft bestimmen die Darstellungen von George Orwell, Aldous Huxley, Rober Jungk und des Club of Rome. Was noch nicht ist, aber kommt, ist die total zerstörte Welt. Die zuständige Schilderung der kommenden Welt, das „Was“ der Utopie kehrt sich also vom Glück zum Unglück, von der heilen Welt zur Katastrophe, und wir sind heute geneigt, den negativen Utopien sehr viel mehr Realitätswert zuzubilligen als den positiven.

II

Der kurze Überblick über die moderne Entwicklung der Utopien kann Karl Marx und den Marxismus nicht auslassen. Die Frühsozialisten vor Marx waren durchweg reine Utopisten, die vollkommene Strukturen einer neuen Gesellschaft anstrebten. Ihnen gegenüber haben Marx und Engels in einer gemeinsamen Schrift „Die Entwicklung des Sozialismus von der Utopie zur Wissenschaft“ behauptet (1878), eine Entwicklung, die in ihren Einsichten gipfle. Sie wollen sich damit von den vulgären Utopisten absetzen, die sie die romantischen, phantastischen oder religiösen Utopisten nennen.

Ihr Ziel aber ist gleichfalls eine — wenn auch wissenschaftlich begründete — **Utopie**, also ein glücklicher, alle Menschen befriedigender Zustand der Gesellschaft, in der alle Wünsche erfüllt sind. Marx sieht aus der seiner Meinung nach bevorstehenden Revolution eine Gesellschaft hervorgehen, in welcher einem bekannten Wort des „Kommunistischen Manifests“ zufolge „die freie Entwicklung eines jeden die Bedingungen für die freie Entwicklung aller ist“.

Von Marx fällt ein aufschlußreicher Blick rückwärts auf das Wesen der neuzeitlichen Utopie überhaupt. Hatten wir die Utopie grundsätzlich als Hoffnung auf glückliche **Zustände** beschrieben, so müssen wir diese Beschreibung nun dahingehend ergänzen, daß solche Zustände in den neueren Utopien als vom Menschen herbeigeführte erwartet werden. Schon im Humanismus fiel die Wiederentdeckung der Utopie mit der Entdeckung des griechischen Bildes vom Menschen als dem Maß aller Dinge zusammen. Die Aufklärung beanspruchte sodann, den Menschen von seiner selbstverschuldeten Unmündigkeit zu befreien, und erhoffte **deshalb** den Fortschritt in goldene Zeiten.

Bei Marx wird dieser Zusammenhang am deutlichsten. Marx setzt mit Nachdruck den Menschen auf den Thron Gottes und erwartet, weil die Zeit der Religion seiner Meinung nach abgeschlossen und der Mensch zum höchsten Wesen für den Menschen geworden ist, den Anbruch der glücklichen Zeit. Als **Wissenschaft** versteht sich der Marxismus dabei gerade deshalb, weil es ihm angeblich gelingt, den Widerspruch aufzulösen, der darin liegt, daß derselbe Mensch, der die unvollkommenen Gesellschaften der bisherigen Geschichte geschaffen hat, auf einmal der Schmied allgemeinen Glücks werden soll. Die von Marx beanspruchte wissenschaftliche Erkenntnis besteht nicht zuletzt in der Umkehrung dieses Verhältnisses: Nicht der unvollkommene Mensch hat die verkehrte Gesellschaft, sondern die verkehrte Gesellschaft hat den unvollkommenen Menschen geschaffen. Da sich demnächst die vollkommene Gesellschaft zeigen werde, trete erst jetzt auch das wahre, noch nie verwirklichte Wesen des guten Menschen an den Tag.

Noch heute kann sich niemand mit Recht Marxist nennen, der nicht die Erwartung teilt, die vollkommenen gesellschaftlichen Zustände, die im Anbruch sind, würden auch den vollkommenen, den guten und idealen Menschen, den natürlichen Humanismus hervorbringen. Die marxistische Utopie ist insofern besonders utopisch; denn sie erwartet nicht nur die neue Gesellschaft, sondern auch den neuen Menschen.

Der beschriebene Zusammenhang von menschlichem Handeln und dem erwarteten Zustand der Welt wird übrigens auch von den negativen Utopien gewahrt: steht die Katastrophe bevor, so wird der Mensch sie durch seine Hände heraufführen und dabei auch selbst zugrunde gehen. Der utopische Glaube an die herrlichen, befreienden Möglichkeiten der Technik, ohne den Marx seine Gedanken nicht entfaltet hätte, wird also auf den Kopf — bzw. auf die Füße — gestellt.

Kurzum: Utopie ist die Erwartung eines — meist glücklichen — Zustandes der Welt und der Gesellschaft, der in den neuzeitlichen Utopien durchweg von der menschlichen Verantwortung und dem menschlichen Handeln erreicht werden soll.

Damit wird sichtbar, warum Utopie und christliche Hoffnung verschiedene Sachverhalte sind. Das christliche Menschenbild läßt es nicht zu, vom Menschen die vollkommene Gestaltung der irdischen Dinge zu erwarten. Der Mensch ist nach christlichem Verständnis nicht ein bloßer Reflex der herrschenden gesellschaftlichen Zustände, also so gut und so schlecht, wie ihn diese Zustände machen; gleichsam ein leeres Blatt Papier, das erst mit dem Hineinwachsen des Menschen in die Gesellschaft die Züge konkreter Menschlichkeit eingezeichnet bekommt. Vielmehr ist der Mensch von seinem Eintritt in das Leben an **Person**, und wenn auch die Umwelt nicht ohne Einfluß auf die Entwicklung und Ausprägung seiner Persönlichkeit ist, so ist doch diese Umwelt selbst zugleich Produkt des Menschen, so daß der verantwortliche Mensch in dem Wechselverhältnis zur anonymen Gesellschaft den Primat behält.

Daß der konkrete Zustand der Gesellschaft, mag man ihn jeweils für besser oder für schlechter halten, stets zu wünschen übrig läßt, liegt deshalb daran, daß der Mensch selbst kein vollkommenes Wesen, sondern — biblisch gesprochen — Sünder ist, dem Tod unterworfen.

Diese biblische Einsicht in das Wesen des Menschen ließe höchstens eine negative Utopie zu, derzufolge der Mensch durch seine Hände die Welt vernichtet und die apokalyptische Katastrophe heraufführt. Indessen erlaubt die biblische Überzeugung, daß Gott auch seine gefallene Schöpfung nicht fallen läßt, dem Christen nicht, solche negativen Utopien zu entwickeln. Gott schreibt auch auf krummen Linien gerade.

III

Nun kann man einwenden, daß doch auch in der Bibel verheerende wie beglückende Zustände der Welt in der Form utopischer Darstellungen beschrieben werden, sei es die apokalyptische Weltkatastrophe, sei es die Vollkommenheit des Reiches Gottes.

Es ist allerdings unbestreitbar, daß ein biblischer Traditionsstrang, der in den späten Schriften des Alten Testaments einsetzt, sich im nachbiblischen Judentum verstärkt und im Neuen Testament zwar ungleichmäßig, aber stellenweise deutlich hervortritt, utopischen Charakter wenigstens insofern zu haben scheint, als er bestimmte **Zustände** erhoffen läßt.

Ein früher Text ist z. B. Jes. 11, 6 ff:

Die Wölfe werden bei den Lämmern wohnen und die Parder bei den Böcken liegen. Ein kleiner Knabe wird Kälber und junge Löwen und Mastvieh miteinander treiben. Kühe und Bären werden auf der Weide gehen, daß ihre Jungen beieinander liegen; und Löwen werden Stroh essen wie die Ochsen. Und ein Säugling wird seine Lust haben am Loch der Otter, und ein Entwöhnter wird seine Hand stecken in die Höhle des Basilisken.

Dieser utopische Ton hält sich in der biblischen Überlieferung bis in die Offenbarung des Johannes; vgl. Offb. 21, 1 ff:

Und ich sah einen neuen Himmel und eine neue Erde; denn der erste Himmel und die erste Erde verging, und das Meer ist nicht mehr. Und ich, Johannes, sah die heilige Stadt, das neue Jerusalem, von Gott aus dem Himmel herabfahren als eine geschmückte Braut ihrem Mann... Und der Bau ihrer Mauer war von Jaspis und die Stadt von lauterm Golde, gleich dem reinen

Glase. Und die Grundsteine der Mauer um die Stadt waren geschmückt mit allerlei Edelmetalle... Und die zwölf Tore waren zwölf Perlen, und ein jegliches Tor war von einer Perle; und die Gassen der Stadt waren lauter Gold wie ein durchscheinendes Glas.

Daneben stehen die Bilder negativer Utopien, der unausweichlichen Weltkatastrophe. Man vgl. z. B. Jes. 24, 17—20:

Darum kommt über euch, Bewohner der Erde, Schrecken, Grube und Strick. Und ob einer entflöhe vor den Geschrei des Schreckens, so wird er doch in die Grube fallen; kommt er aus der Grube, so wird er doch im Strick gefangen werden. Denn die Fenster in der Höhe sind aufgetan, und die Grundfesten der Erde beben. Es wird die Erde mit Krachen zerbrechen, zerbersten und zerfallen. Die Erde wird taumeln wie ein Trunkener, und wird hin- und hergeworfen wie ein Hängebett; denn ihre Missetat drückt sie, daß sie fallen muß, und kann nicht stehen bleiben.

Auch diese Ankündigung hält sich bis in die vielfältige Bilderwelt der Offenbarung des Johannes durch. Offb. 9, 1 ff:

Und der fünfte Engel posaunte... Und er tat den Brunnen des Abgrunds auf; und es ging auf ein Rauch aus dem Brunnen wie ein Rauch eines großen Ofens, und es ward verfinstert die Sonne und die Luft von dem Rauch des Brunnens. Und aus dem Rauch kamen Heuschrecken auf die Erde; und ihnen ward Macht gegeben, wie die Skorpione auf Erden Macht haben... Und es ward ihnen gegeben, daß sie nicht töteten, sondern quälten fünf Monate lang... Und in den Tagen werden die Menschen den Tod suchen und nicht finden; werden begehren zu sterben, und der Tod wird vor ihnen fliehen.

Angesichts solcher Stellen erhebt sich die Frage, ob nicht auch die biblische Hoffnung in Wahrheit utopischen Charakter hat.

Darauf ist zunächst zu antworten, daß das eine Kennzeichen vor allem der neuzeitlichen Utopien, der Glaube an die utopischen Möglichkeiten des Menschen, diesen biblischen Stellen durchweg abgeht. Nicht der Mensch führt das Glück des Gottesreiches oder das Unglück der Endkatastrophe herbei, sondern Gott. Er sendet sein Heil, er schickt die Plagen; er baut auf, und er zerstört. Ich zitiere zwei Stellen aus den schon aufgeführten Zusammenhängen:

Herr, du bist mein Gott! Dich preise ich; ich lobe deinen Namen, denn du tust Wunder; deine Ratschlüsse von alters her sind treu und wahrhaftig. Denn du machst die Stadt zum Steinhäufen, die feste Stadt, daß sie auf einem Häufen liegt, der Fremden Palast, daß sie nicht mehr eine Stadt sei, und nimmermehr gebaut werde. Darum ehrt dich ein mächtiges Volk, die Städte gewaltiger Heiden fürchten dich. (Jes. 25, 1—3)

Und der auf dem Stuhl saß, sprach: Siehe, ich mache alles neu! Und er spricht zu mir: Schreibe; denn diese Worte sind wahrhaftig und gewiß!... Ich bin das A und das O, der Anfang und das Ende. Ich will dem Durstigen geben von dem Brunnen des lebendigen Wassers umsonst. (Offb. 21, 5 f)

Aber bleibt nicht das Hauptkennzeichen der Utopie, die Zuständigkeit des Hoffnungsbildes, erhalten? Und wäre dann nicht auch die biblische Hoffnung eine Utopie, die jene utopischen Zustände vom Handeln Gottes, statt vom menschlichen Tun erwartet?. Diese Frage ist ernst zu nehmen, zumal angesichts der Offenbarung des Johannes, über die Luther nicht zuletzt wegen ihres anscheinend utopischen Charakters kein günstiges Urteil hatte. In der

für alle Christen bestimmten Vorrede zu seiner Übersetzung des Neuen Testaments erklärte er 1522 dem Leser, sein Geist könne sich in dies Buch nicht schicken, Christus werde seiner Meinung nach darin nicht gelehrt und vom Heiligen Geist sei es schwerlich bestimmt. Er beruft sich bei diesem Urteil unter anderem darauf, daß die Offenbarung des Johannes nur gegen großen Widerstand mancher kirchlicher Kreise in den Kanon des Neuen Testaments aufgenommen wurde.

Dies Urteil Luthers soll uns, ohne daß wir unsererseits darüber urteilen wollen, den Blick für das vorliegende Problem schärfen. Können utopische Zustände überhaupt ein erstrebenswertes Hoffnungsgut sein? Die apokalyptische Katastrophe wird kaum jemand für sich erstreben. Aber ist etwa ein Zustand, in dem um der Gerechtigkeit willen alle gleich sind, gleich leben, gleich denken, eine gute Hoffnung für den Menschen, der doch je er selbst sein will? Gibt es etwas Langweiligeres als das Schlaraffenland, auch wenn Gott es uns bereitet? Ich habe schon als Kind dies utopische Märchen immer mit gelindem Schauer überschlagen, weil ich so nicht leben wollte. Vermutlich schildern alle Utopien, ohne es zu wissen, die Hölle.

IV

Wir nähern uns diesem Problem auch mit einem Märchen, sozusagen einem Anti-Schlaraffenland-Märchen, das Volkmann-Leander in seinen „Träumereien an französischen Kaminen“ erzählt hat. Es trägt die Überschrift „Von Himmel und Hölle“.

Ein Reicher und ein Armer ziehen nach ihrem Tode die Himmelsstraße entlang. Petrus empfängt sie an der Himmelspforte und fordert jeden auf, ihm zu sagen, was er sich wünsche. Der reiche Mann sagte, er wolle ein großes, goldenes Schloß haben, so schön wie der Kaiser keins hätte, und jeden Tag das beste Essen. Früh Schokolade und mittags einen Tag um den andern Kalbsbraten mit Apfelmus und Milchreis mit Bratwürsten und nachher rote Grütze. Das wären seine Leibgerichte. Und abends jeden Tag etwas andres. Weiter wolle er dann einen recht schönen Großvaterstuhl und einen grünseidenen Schlafrock; und das Tageblättchen solle Petrus auch nicht vergessen, damit er doch wisse, was passiere.

Nach tausend Jahren besucht Petrus ihn in seinem Schlosse und fragt, wie es ihm gehe. Da wurde der reiche Mann bitterböse:

„Wie mir's gefällt? Schlecht gefällt mir's; ganz schlecht! So schlecht, wie es einem nur in so einem nichtswürdigen Schlosse gefallen kann! Wie kannst du dir nur denken, daß man es hier tausend Jahre aushalten kann! Man hört nichts, man sieht nichts; niemand bekümmert sich um einen. Nichts wie Lügen sind es mit eurem vielgepriesenen Himmel und mit eurer ewigen Glückseligkeit. Eine ganz erbärmliche Einrichtung ist es!“

Da blickte ihn Petrus verwundert an und sagte: „Du weißt wohl gar nicht, wo du bist? Du denkst wohl, du bist im Himmel? In der Hölle bist du. Du hast dich ja selbst in die Hölle gewünscht. Das Schloß gehört zur Hölle.“

Das Entsetzen des reichen Mannes war groß. Petrus will ihn etwas trösten und führt ihn auf den Boden, von wo aus man durch ein Astloch in den Himmel sehen kann. Der reiche Mann stellt sich auf die Zehenspitzen und sieht hindurch.

„Ach“, rief er aus, „das ist ja so wunderschön und herrlich, wie man es sich auf der Erde gar nicht vorstellen kann. Aber sage, wer ist denn das, der dem lieben Gott zu Füßen sitzt und mir gerade den Rücken zukehrt?“

„Das ist der arme Mann, der auf der Erde neben dir gewohnt hat und mit dem du zusammen heraufgekommen bist. Als ich euch auftrug, es euch aus-zudenken, wie ihr es in der Ewigkeit haben wolltet, hat er sich bloß ein Fuß-bänkchen gewünscht, damit er sich dem lieben Gott zu Füßen setzen könne. Und das hat er auch bekommen, genauso wie du dein Schloß.“

Als er dies gesagt hatte, ging er still fort, ohne daß es der Reiche merkte.

Dies ist ein Märchen, nicht mehr. Aber es läßt etwas vom Wesen christlicher Hoffnung erkennen. Die christliche Hoffnung hofft nicht auf etwas, sondern auf Gott; darum ist ihr ein Fußbänkchen genug.

Was Hoffnung ist, steht deshalb z. B. in Psalm 73, 23 ff:

Dennoch bleibe ich stets an dir;

denn du hältst mich bei meiner rechten Hand,

du leitest mich nach deinem Rat

und nimmst mich endlich mit Ehren an.

Wenn ich nur dich habe,

so frage ich nichts nach Himmel und Erde.

Wenn mir gleich Leib und Seele verschmachtet,

so bist du doch, Gott, allezeit meines Herzens Trost und mein Teil . . .

Aber das ist meine Freude, daß ich mich zu Gott halte

und meine Zuversicht setze auf den Herrn Herrn,

daß ich verkündige all dein Tun.

Darauf also richtet sich die Hoffnung des Frommen: daß Gott ihn nicht losläßt;

darauf die Hoffnung des Geschöpfes: daß der Schöpfer es will;

darauf die Hoffnung des Sünders: daß der Richter sich erbarmt;

darauf die Hoffnung des Geringen: daß der Allmächtige sich sein Lob gefallen läßt.

Wie wenig **zuständlich** diese Hoffnung ihrem Wesen nach ist, zeigt z. B.

Psalm 139, 8 ff:

Führe ich gen Himmel, so bist du da.

Bettete ich mir in die Hölle, siehe, so bist du auch da.

Nähme ich Flügel der Morgenröte und bliebe am äußersten Meer,

so würde mich doch deine Hand daselbst führen und deine Rechte mich halten.

Spräche ich: Finsternis möge mich decken!

so muß die Nacht auch Licht um mich sein.

Denn auch Finsternis nicht finster ist bei dir . . .

Himmel oder Hölle, Licht oder Finsternis — das sind nicht die Inhalte der Hoffnung; sondern das:

Wenn ich aufwache,

bin ich noch bei dir. (V. 18)

Luther hat diesen Gedanken biblischer Hoffnung auf die Spitze getrieben, wenn er in seiner Auslegung von Röm. 8, 28 („Wir wissen aber, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen“) sagt, auf der höchsten Stufe der Erwählung stünden diejenigen, die sich, wenn es Gottes Wille ist, auch in das Los der Hölle fügen. Also: lieber mit Gott und durch Gott in der Hölle als ohne Gott im Himmel.

Man muß den Gedanken der Hoffnung in der Tat so radikal und paradox denken, um das Wesen der christlichen Hoffnung zu erfassen. Auch Paulus schreibt in Röm. 8, 24: „Hoffnung, die man sieht, ist keine Hoffnung“, und er verzichtet damit darauf, die Zuständigkeit eines bestimmten Hoffnungsgutes zu beschreiben, also das Utopische. Denn jedes „Was“ gestaltet sich gar zu schnell nach unserm Bild, nach unsern Wünschen, nach unsern Vorstellungen, während doch umgekehrt wir auch und gerade in unserer Hoffnung nach dem Bild Gottes gestaltet werden sollen. **Jetzt** sind wir erkannt; **dann** werden wir erkennen (1. Kor. 13, 12).

Daß wir **hoffen**, nämlich auf Gott hoffen, enthält mehr an Hoffnungsgut als jedes „Was“ der Hoffnung und als alle Utopien zusammen.

In diesem Licht sind nun auch die anscheinend oder auch nur scheinbar utopischen Abschnitte der Bibel zu lesen. Daß sie im Neuen Testament keinen eigentlich utopischen Charakter tragen, ergibt sich schon daraus, daß sie in ihrer Summe viel zu widersprüchlich sind, als daß man aus ihnen ein geschlossenes Vorstellungsbild gewinnen könnte. Es lassen sich die einzelnen Steine nicht zu einem utopischen Haus zusammenbauen, weder zu einem irdischen Sonnenstaat noch zu einem anschaulichen Gottesreich, weder zu einer heilen Welt noch zu einem glücklichen Jenseits dieser Welt, aber auch nicht zu einer konkreten negativen Utopie, aus der man den Untergang der Welt berechnen und vorausdarstellen könnte.

So liegt denn auch der Zielpunkt der an das Utopische streifenden Schilderungen der Bibel in dem wahren Ziel aller Hoffnung, in Gott selbst.

So dreht sich in dem 15. Kapitel des Ersten Korintherbriefes, dem man manches Utopische entnehmen könnte, alles um das „... auf daß Gott sei alles in allem“ (V. 28) und das „Gott aber sei Dank ...“ (V. 57). Im 1. Thess. 4 spricht Paulus sehr anschaulich von der Stimme des Erzengels, von der Posaune, von der Ankunft Christi und von der Auferstehung der Toten; aber das Ziel dieser Bilder ist: „... und werden also bei dem Herrn sein allezeit“. Und auch die so überaus „utopische“ Offenbarung des Johannes stellt ihre vielen Beschreibungen in die Klammer: „**Ich** bin das A und das O, der Erste und der Letzte, der Anfang und das Ende“ (22, 13; vgl. 1, 18). Auch sie richtet also ihre Hoffnung nicht auf dies oder das — das wäre Utopie —, sondern auf Gott.

Gewiß, das wollen und sollen die biblischen Hoffnungs**bilder** sagen: Die Hoffnung auf Gott ist keine leere Hoffnung, sondern eine gefüllte Hoffnung. In Gott und durch Gott wird uns alles gegeben, was wir brauchen. Aber wer diese Hoffnung mit Bildern und Vorstellungen statt mit Gott selbst erfüllen wollte, erhoffte nicht nur weniger, als er erhoffen darf, sondern würde auch übersehen, daß die Hoffnung, weil sie auf Gott geht, sich inmitten aller Vorstellungen auf das richtet, was kein Auge gesehen hat und kein Ohr gehört hat und in keines Menschen Herz gekommen ist, was Gott bereitet hat denen, die ihn lieben (1. Kor. 2, 9).

Man erzählt die Anekdote, zwei Mönche hätten sich während ihrer Lebenszeit darüber verständigt, wie es im „Jenseits“ aussehe. Der erste, der von ihnen sterbe, solle dem anderen im Traum erscheinen, um ihm mitzuteilen,

ob die gemeinsam gewonnene Vorstellung der Wirklichkeit entspricht. So geschieht es, und der Überlebende fragt des Nachts den Gestorbenen: taliter qualiter (so wie)? Er erhält zur Antwort: totaliter aliter (völlig anders)!

Jede Utopie schließt die Hoffnung ab; denn sie geht auf einen Zustand, der bleibt. Wahre Hoffnung kennt dagegen kein Ende, kein Ergebnis, sondern weiß um die nicht auszuschöpfende Fülle Gottes. Einem Wort des Apostels Paulus zufolge hört darum die Hoffnung ebenso wie der Glaube und die Liebe nie auf (1 Kor. 13, 13). Die Utopie verschlingt dagegen die Hoffnung in einen ebenso vollkommenen wie hoffnungslosen Zustand. Christliche Hoffnung ist im Unterschied zur Utopie eine ewige Offenheit für das Neue, Unbekannte, das Gott gibt. Und wenn Gottes Weg durch die Hölle führen sollte, so weiß die Hoffnung, daß am Ziel aller Wege Gott den Hoffenden erwartet. Damit begnügt sich die Hoffnung und empfängt doch mehr, als alle Utopien anbieten können.

V

Ist der Unterschied von Utopie und Hoffnung damit richtig beschrieben, daß die Utopie einen Zustand erwartet, die Hoffnung aber auf Gott wartet, so ergibt sich daraus Wichtiges für unser Verhältnis zu Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft.

Der Utopist hängt an der Zukunft; denn erst die Zukunft wird das richtige Leben bringen. Die Gegenwart steht ganz im Dienst der Zukunft. Karl Marx nennt alle bisherige Geschichte nur Vorgeschichte und beurteilt den konkreten Menschen als Vorform des wahren Menschen der Zukunft. Der Wunsch, wahrhaft zu leben, dominiert im Rahmen der Utopie, nicht das authentische Leben selbst. Die Geschichte und der Umgang mit ihr werden verachtet. Die Gegenwart ist bloße Zeit des Übergangs.

Anders steht es mit der Hoffnung. Vorab bindet sich die Hoffnung in einer bestimmten Weise an die Vergangenheit, nämlich an das Hoffnung stiftende Ereignis der Menschwerdung, Kreuzigung und Auferstehung Jesu Christi. Hoffnung gründet im Bekenntnis zu Jesus Christus und damit in der Gegenwart des Heils. Von da aus sind alle Zeiten in gleicher Weise das Feld der Hoffnung. Paulus schreibt:

Denn ich bin gewiß, daß
weder Tod noch Leben,
weder Engel noch Fürstentümer noch Gewalten,
weder Gegegenwärtiges noch Zukünftiges,
weder Hohes noch Tiefes noch keine andere Kreatur
kann uns scheiden von der Liebe Gottes, die in Christus Jesus ist, unserm Herrn. (Röm. 8, 38 f.)

Dies ist der wohl schönste Hoffnungstext des Neuen Testaments. Die Gewißheit der Hoffnung gründet in der Liebe Gottes, die uns in Jesus Christus begegnet. Weil Gott selbst Grund und Ziel der Hoffnung ist, fehlen unserem Text alle utopischen Züge. Denn die Hoffnung richtet sich auf nicht mehr und nicht weniger als auf das, was in Jesus Christus schon gegenwärtige Wirklichkeit ist: die Liebe Gottes. Weder Gegegenwärtiges noch Zukünftiges kann uns von dieser Liebe scheiden: das ist der Inhalt der Hoffnung, der alle Utopien übersteigt.

Christliche Hoffnung kann darum recht schweigsam sein; denn keine unserer flüchtigen Vorstellungen erreicht das, was Gottes Liebe bereithält. Christliche Hoffnung ist unbesorgt um die Zukunft Gottes. Darum ist der Christ im Blick auf diese Zukunft zwar allezeit wachsam, aber nicht allezeit geschwätzig.

Vielmehr läßt er sich — und darin liegt die Kraft der christlichen Hoffnung — in die Gegenwart einweisen. Hoffnung holt aus der Utopie in die Wirklichkeit, aus der bloßen Zukunftserwartung in die Gegenwart Gottes zurück, damit wir heute im alltäglichen Leben mit dem anfangen, was auch in Ewigkeit einzige Antwort auf Gottes Liebe sein wird: das Lob Gottes.

Auf dem Fußbänkchen, das der arme Mann sich wünschte, läßt sich auch hier auf Erden schon gut sitzen. Das braucht nicht zu bedeuten, daß wir die Hände in den Schoß legen. Christliche Hoffnung ist aktive Hoffnung im Alltag der Welt. Sie ist es gerade deswegen, weil ihr die Sorge um die Zukunft abgenommen ist.

Luther soll auf die Frage, was er täte, wenn morgen die Welt unterginge, geantwortet haben: Ich würde heute noch ein Apfelbäumchen pflanzen. Das Wort ist freilich in Luthers Schriften nicht nachgewiesen; sinngemäß begegnet es zuerst bei einem württembergischen Pietisten. Indessen könnte Luther es gesagt haben. Es ist gerade in seiner Bezogenheit auf die Gegenwart und ihre Aufgaben ein hoffnungsvolles Wort, weil es aus der Zuversicht gesprochen ist, daß nichts uns aus der Hand Gottes reißen kann. Gottfried Benn dichtete 1950:

Was meinte Luther mit dem Apfelbaum?

Mir ist es gleich — auch Untergang ist Traum —
ich stehe hier im Apfelgarten
und kann den Untergang getrost erwarten —
ich bin in Gott, der außerhalb der Welt
noch manchen Trumpf in seinem Skatblatt hält —
wenn morgen früh die Welt zu Brüche geht,
ich bleibe ewig sein und sternestet —
meinte er das, der alte Biedermann
und blickt noch einmal seine Käthe an
und trinkt noch einmal einen Humpen Bier
und schläft, bis es beginnt — frühmorgens vier —
dann war er wirklich ein sehr großer Mann,
den man auch heute nur bewundern kann.

Gegen den „großen Mann“ hätte Luther sich gewiß gewehrt, aber sonst hätte er sich wohl verstanden gefühlt. Wenn denn schon das Utopische sein Recht hat, so sollen Christen die Gegenwart als Utopie ansehen, nämlich als Zeit vollkommener Gegenwart göttlicher Liebe und als Ort ihres fröhlichen Zuversicht in der Demut des Glaubens und in der Kraft der Liebe und in der Zuversicht ewiger Hoffnung.

Gott läßt nicht los, was er sich erwählte; das ist der Inhalt der Hoffnung, die uns heute meint. Der Utopist verachtet das Heute und träumt von der Zukunft. Dem Hoffenden ist die Gegenwart geschenkt, weil er in aller Zukunft Gott gehört.

august 76
nr. 70

berliner kirchen briefe